

→ WOLFRAM MENZEL

blätter die mauer

Die hier abgedruckten Gedichte sind zwischen 1955 und 1963 entstanden und meinem Band „der rand der spott“ entnommen (Edition Artinform, Cornelius Hannsmann, Karlsruhe 1985). Sie sind eher karg, vielleicht kam von da her der Wunsch nach etwas Begleittext. Aber meistens ist ein Autor wohl gerade nicht sein bestgeeigneter Interpret, zumal bei Lyrik: Er hat es ja doch so sagen müssen. Also bleibt alles Hinzugesagte vorsichtig versuchter Hinweis. Man sollte es, bitte, gerne beiseite lassen, wenn man ein Gedicht „direkt“ ganz anders liest.

I.

*blätter die mauer
knicke baumlang
kalte – bitte zähle
gitter die nachts beieinander schaufelt
würfel steine
schimmelt am walde säge die säge wider
dessen stücke Rauchendes
Schweres Hohes Gras*

Wie würde man das Gedicht (laut) lesen? Es würde dem Text entsprechen, bliebe man ein Stück weit einfach bei dieser Frage.

Eher wenig Wörter, kein korrekt geschlossener Satz, es sei denn diese unklaren Imperative. Die Hohlräume zwischen Hingeschriebenem sind Text wie dieses selber (ist es erkennbar?), sie retardieren, sie wollen Möglichkeiten sich ausbreiten lassen. Der Punkt auf halber Höhe „stoppt da hinein“, ohne doch abzuschließen. „wenig Wörter“ meint nicht kurze Lesezeit, der Text ist darauf angewiesen – es ist eine Bitte, eine Zumutung –, dass man Zeit brauchen möchte.

Vokale färben. Hier sind es, weit überproportional, Umlaute und Diphthonge. Trübes. Halbes. Unsicherheit, wie der „Sinn“ einer Wortgruppe sich einrichten möchte. Blätter auf der Mauer? Oder zerblättert die Mauer? Oder ist „blättern“ ein Imperativ? Wie bezieht sich in der ersten Zeile das „die“? Ein Stück Sprache zögert, bevor es zu Eindeutigem hin sich runden würde, denn damit verliert es Potential, verliert Essentielles.

„knicke baumlang“ setzt das fort, und dies semantisch erst noch nur Schwangere, dies Ambigue, bleibt im weiteren Text. Mit einer Ausnahme nachher, dem Schluss.

„zähle“. Kern und Beginn so schöner Dinge wie Klarheit, Rationalität, Präzision sind die natürlichen Zahlen, und doch ist im Zählen ja riesig das Komplementäre da: dass das simple Wiederholen einem die Ängste kleinhackt und das pure Reihen Gespenster bannt, bring Metronomisches in dein Bittgebet, zähl die Tropfen eines venenum, fall ins denkfrie Immerwieder. Litaneien, Rosenkranz, die Rettung im Automatischen, „zähle“ ist selber Dämon.

„gitter die nachts beieinander schaufelt“. Gitter, die einsperren? Schützen? Trennen? Durchlassen? Oder ist „gitter“ Adverb? Wie gehört „die“ wo hin? „nachts beieinander“: verknötet, seltsam in sich verklumpt sexuell, aber – die Diphthonge gedrängt, gehört dann „beieinander“ zu „schaufelt“? – Erdmassen irgendwie, zuschaukeln.

Entsprechend lässt sich das Weitere lesen und hören. Immer wieder, eine Art Irrlicht, neben und zwischen und in den trüben Lauten das „i“, und man wird die Konsonanten wahrnehmen.

Durchgängig klein zu schreiben ist in der Lyrik nicht ungewöhnlich, doch kommt hier hinzu: die Wörter schwanken tatsächlich, ob sie denn Substantiva seien.

Der Schluss des Gedichts dann „dreht“. „Rauchendes“, „Schweres“, „Hohes“, syntaktisch Attribute, drücken ins Substantivische. Andere Vokale beherrschen diesen Schluss, direktere, etwas ist jetzt anders. Was? Wie?

2.

Das Jahrzehnt um 1960 war eine turbulente und reiche Zeit der Lyrik in Deutschland und Österreich, voll des Neuausrichtens, Entdeckens, Widerstreits, auch der Programmatik (oft eher kurzlebig), voller Funde aber dann im Konkreten und Einzelnen. Neu aufgespürte Stellen sprachlicher Intensität ließen überkommene Direktiven und Gleise sich auflösen oder schoben sie an den Rand. Gerade das kann zu neuer Sicht auf Altes führen.

NACH SAPPHO

– sei traurig ihr
Sand und Knie
Asche Haar ti – (klagen)
ti or –
ti · μη
μ' ασαισι

spät
 die schaukel ποτνια du
 Αθανατ' Αφροδιτα

Anmerkung

„sei“ ist italienisch „bist“. Die Zitate sind gemäß der Betonung im angesprochenen Sappho-Gedicht zu lesen.

Gemeint ist Sapphos Gedicht „Poikilothron Athanat' Aphrodita ...“, das einzige der Dichterin, das uns vollständig erhalten ist, an altsprachlichen Gymnasien gehört es zur Standardlektüre. Sappho: eine zuvor wohl so nicht gekannte Direktheit, wie persönliches Erleben zu Lauten, Wörtern, Gesang wird, und mit einmal reicher und lebendiger macht die „Sapphische Strophe“ das Singen zur Lyra, Lyrik. Genauer ist die erste Strophe des Sappho-Gedichts der Hintergrund – Untergrund – für „NACH SAPPHO“: die Situation darin, ihre (es ist dasselbe) Melodie. Sappho betet zu Aphrodite.

Ποικιλοθρον αθανατ', Αφροδιτα,
 παι ηιος δολοπλοκε, λισσομαι σε,
 μη μ'ασαισι μη δ'ονιαισι δαμνα, ποτνια θυμον

Farbenthronend unsterbliche Aphrodite, Tochter des Zeus voll der Listen, ich flehe zu dir, du möchtest nicht in Schmerzen, in Qual einzwängen, Herrin, den Sinn mir.¹

Vielleicht lässt sich das Metrum der Sapphischen Strophe noch einigermaßen ins Deutsche holen, gewiss nicht mehr aber die Farbe des Äolischen, sein Reichtum an Vokalen und Diphthongen. Dennoch möchte beides – und sei das unmöglich – hier in „NACH SAPPHO“ präsent sein. Man gerät auf lange Bekanntes: Dass Grenzen zwischen Sprachen im Gedichtsuchen zwangsläufig verschwimmen, sich auflösen. Denn man wird und muss ja an Stellen noch vor dem Festwerden solcher Grenzen geraten. („lange Bekanntes“: von Benns „never more“ her etwa oder von Arno Schmidt, in Richtung des Griechischen natürlich von Ezra Pound.) Hier will Italienisches (und angetippt Latein) hineinkommen.

Sappho betet zu Aphrodite. „sei“: Hat noch in einer anderen Sprache das Wort für „bist“ diesen ausholenden Gestus in sich wie in jener? Aber zugleich die umgekehrte Richtung: verloren einzeln („Sand“), die da betet. Also Trauer, wie reich sie auch beschenkt worden sei, ja gerade deshalb. Bleibt (das „λίσσομαι σε“ wird nicht gesagt, sondern „hinübergeholt“, wird also anders) „ti or- // ti“ („or-“ eher Latein, orare), man kann, wenn man will, das Gedicht von hier, von der Mitte her, lesen. „μη μ' ασαισι“, „nicht in Schmerzen“. „Asche Haar“ – gewiss, da klingt Christlich-Katholisches an, warum nicht, das sind Invarianten.

(Sapphos Lied selber läuft in seinen anderen Strophen dann anders, es wird zur Bitte und Beschwörung, ja Forderung, die Göttin möge ihr doch eine bestimmte Ge-

¹ Übersetzung: W.M.

fährtin geneigt stimmen, und die Bitte wird auch hart: „κοὺκ ἐθέλοισα“, „koyk ethelouisa“, „auch wenn sie nicht will“. Hat Aphrodite doch schon so viele Male die Trauer in Glücksblitz gedreht, und dann wieder umgekehrt. Ein wenig mag das in das Lesen von „NACH SAPPHO“ mit hinein genommen werden, aber doch eher am Rande.)

Es ist jetzt spät (spät in der Nacht, in all dem Erlebten, in den vielen Liedern) und immer doch „schaukel“. Wieder das „au“ aus „traurig“ am Anfang, es ist die Grundfarbe. Nichts war festhaltbar und sicher und eindeutig, und je später, umso quälender „schaukel“. Wie kann man etwas, und was dann, sagen? Wie bezieht sich das „ihr“ oben? „Sand und Knie“: Knie der Betenden? Sandknie der griechisch-kleinasiatischen Küsten? Die glänzend weißen Knie der Göttin selber? Was immer davon, es ist: Konsonant + n. „Sand“ ist dann auch in „ασαισι“. All das schaukelt, schwimmt.

Es bleibt nur: „ποτνια“, „Herrin“. Und bleibt, dass dies alles sich einfach zum Namen hin konzentrieren muss (mit dem das Sappho-Gedicht begann, hier steht er am Schluss), zum harten, klaren Vokal: Ἀθανατ' Ἀφροδίτα. (Die Unterstreichung soll die Betonung gemäß der Sapphischen Strophe verdeutlichen.)

3.

Was immer die zerfaserte Rede vom „Gehalt“, vom „Sinn“ oder ähnliches einer Sprachfigur genauer besage, dieser ist nichts sprachunabhängig vorher schon so, wie es ist, Vorhandenes, das dann noch zusätzlich irgendwie „ausgedrückt“ würde. Sondern eher umgekehrt. Wörter – dann wieder Stücke in ihnen, oder Ballen von Wörtern, Sätze, Gedichte – sind originär. Ihre Semantik ist ein Aspekt, ein Moment an ihnen wie anderes auch, wie Klang und Stimmwerkzeughafte, syntaktische Position, Etymologisches, vieles Weitere. Ist zudem da hineinverwachsen, nur unter Verlust herauszuholen (wie immer sich das, abhängig von Funktion und Zweck, nicht vermeiden lässt). Sprachfiguren sind körperliche Dinge, und Lyrik ist wohl die Gattung, in der am unmittelbarsten Unbehagen entsteht, wenn so ein Ganzes reduziert wird.

Das ist nicht neu, ähnlich haben es schon Herder und Wilhelm von Humboldt gesehen. Dennoch, dass und wie es konsequent und schärfer wahrgenommen und dann umgesetzt wurde, ist wohl eins der kennzeichnenden Merkmale der Lyrik um 1960. Es implizierte (oder entstand daraus), dass geläufige Bahnen des „Poetischen“ abgenutzt waren und sich auflösten, etablierte Instanzen ihr Regiment verloren. Es erbrachte neue und andere Stellen, an denen und wie ein Text greift. Fass so ein Sprachding an, horch hinein, spür es, es will – wie es ist, als Ganzes – zugehörig Spezifisches im Menschengehirn und –körper generieren. Muss sich verbieten, einfach ein gegebenes Gleis zu nutzen, eine etablierte Verstehensbahn, da verlöre es gerade, worauf es ankommt.

Das meint Risiko. Man will ja – wie denn sonst? – verstanden werden, will das sogar sehr, und da die Sprache Gemeingut ist, sollte es auch möglich sein. Aber Bahnen, zu verstehen, hat man gerade aufgeben müssen, zumindest viele davon und die gutgängigen. Strapaze. Seiltanz. Aber Sprachknoten, diese seltsamen Kreaturen, haben ihr Eigenleben und lassen einen nicht los. Dass es „fasse“, muss nun dennoch und nun anderswie gelingen. Gelingt es?

SOMMER

(zang-
 (nge
 schiene
 den
 (bloom)
 nadel
 rost die fische

die hitze die leiter

Überschriften in ihrer gewohnten Funktion geben ein Thema an, benennen eine Leserichtung. Das ist auch hier beim Wort „SOMMER“ nicht falsch, ist aber weit außen, am Rande. Zentral (hast du es?) ist anderes. Dass in diesen konkreten Sprachdingen selber, als ganzen (nicht Vehikeln für irgendwas), etwas „drängt“, sich „komprimiert“ oder „zuschärft“, von alleine knotet sich das dann (auch) zu Semantischem. Dann hat jetzt auch der Titel seinen Platz. Weit außen. Eine Art Absprungbrett, etwas mit „vielleicht“ oder „wenn du willst“ (... harte, scharfe Sonne, Beißendes, etwas Metallenes, es zerrt dich auseinander ... – doch das muss es nicht sein, tipp daran, es ist ein „wenn du willst“). Bleib in den Wörtern. Sie müssen ja, sonst wären sie stumpf und servil, in jedem immer anders sein, immer anderes generieren können.

Nur dass man, bitte, Zeit brauchen möchte.

Und hier sollte konsequenterweise auf noch mehr Kommentar, auf Kommentar zum Text selber, verzichtet werden.

Ist das jetzt gegen Ende zu kryptisch-abstrakt geworden, schon arg metaphernbeladen? Vielleicht. Man kann es einfacher sagen: Wie würde man das Gedicht (laut) lesen? ⓐ



Vita

WOLFRAM MENZEL, geboren 1933 nahe Marienbad, Tschechien. Nach Flucht und Gymnasialzeit Studium der Mathematik, Physik und Philosophie in Frankfurt/Main, dort zugleich Lyrik und etwas Prosa. 1959 Promotion, danach Forschungsstipendium. Vielfältiger Kontakt zur „Stuttgarter Gruppe“ um Max Bense. Ab 1965 an der Universität Karlsruhe, 1969 Habilitation für Informatik. 1972 Berufung auf einen Lehrstuhl im Bereich Theoretische Informatik, Hauptarbeitsgebiete sind Theorie der Berechenbarkeit, Logik, Maschinelles Lernen. 2001 Emeritierung. Lyrik in Zeitschriften und Sammelbänden, im Almanach *zwischen räume* (Reinhard Döhl, Limes Verlag, Wiesbaden 1963). Gedichtband *der rand der spott* (Edition Artinform, Cornelius Hannsmann, Karlsruhe 1985).

Erstveröffentlichung



→ JOACHIM ZELTER

Die letzte Liebe des Dozenten

Meist stand sie neben einem Bücherregal in einer Buchhandlung, alleine, distanziert, deplaciert, wie eine noch nicht verstandene Statue im Museum. Ihre stumme Anwesenheit beherrschte den Raum, doch sie gehörte nicht dazu. Ringsum die übliche Betriebsamkeit der Buchhandlung. Kunden machten einen Bogen um sie. Das Personal hastete geschäftig an ihr vorbei. Kein Kunde erkannte sie als Verkäuferin, und keine Verkäuferin hätte sie als Kundin gesehen. Alles bewegte sich in konzentrischen Kreisen um sie herum.

In beiläufigen Fragen erkundigte sich der Dozent nach ihr: Wer sie sei? Was sie mache? Ob sie eine neue Verkäuferin sei? Oder eine Kundin? Man antwortete ihm ausweichend. Oder wechselte das Thema, führte ihn zu anderen Regalen – mit den entlegenen Büchern seines eigenen Faches. Dort konnte er ungestört stehen und beobachten. Man nannte ihn den Dozenten. Manchmal klang dies ernsthaft, meist übertrieben höflich. Er kaufte seine Bücher sparsam, um jederzeit zurückkommen und weitere Bücher kaufen zu können. Einmal glaubte er zu hören, sie sei die Tochter eines berühmten Verlegers. Und in der Tat: Sie stand herum, wie verlegt. Er ahnte ihr Leid und auch das Leid ihrer Umgebung: fassungslose Schönheit, niederdrückend, entmutigend, eine Schönheit, die nicht mehr betört, sondern schockiert. Warum ist sie so schön? Warum? Er hörte, dass sie hier in die Lehre gehe. Sie stand diese Lehre bewegungslos aus. Manchmal beobachtete er sie minutenlang über die Bücher eines entfernten Regals hinweg. Es handelte sich um Fachbücher, die Bücher seines Faches, die er kaufte und nicht mehr las. In einer Ecke stand auch sein eigenes Buch, das er ebenfalls kaufte und ebenfalls nicht mehr las. Er kaufte es, weil es auch ansonsten niemand kaufte oder las.

Verliebtheit sei eine Sache des Auges, mehr noch, die Religion des Auges. In seinen Seminaren kam er auf diesen Gedanken zu sprechen. Er sprach auch über den Satz: Ohne meine Augen wären wir uns nie begegnet. Wie wahr. Und er dachte dabei

an die einsame Schönheit in der Buchhandlung. Ohne seine Augen wäre er ihr nie begegnet.

Wie wenig die Leute in der Buchhandlung von ihr Notiz nahmen. Oder vorgaben, von ihr keine Notiz zu nehmen. Ihr Regal wurde weiträumig umgangen. Sie war alles andere als eine umlagerte Erscheinung. Natürlich verkörperte ihr Anblick unerträgliche Hoffnungen, die Hoffnung auf ein plötzliches Wort, eine Umarmung, einen Hasardstreich (von ihm oder von ihr), und sie weckte die kalvinistische Angst, nicht nur seine Angst, sondern die Angst aller, wenn sie sagen würde – mit lächelndem Bedauern: Meine Verheißung ist nicht für dich. Auch deshalb stand sie alleine – achselzuckend – sich selbst überlassen.

Er dachte daran ein zweites Buch zu schreiben, diesmal ein lesbares und für alle verständliches Buch, ein Buch, nach dem Kunden in lebhafter Neugierde fragen würden. Ein Buch über eine Erscheinung wie sie. Vielleicht würde sie irgendwann in die Nähe seines Regals (dem Regal der Fachbücher) kommen, das Buch hervorziehen, es in ihren Händen halten und seinen Rücken streicheln. Vielleicht.

Am nächsten Tag wollte er sie ansprechen, gleich nach seinem Seminar. Er hatte noch nie in seinem Leben eine Frau angesprochen und er dachte: Einmal im Leben sollte man derartiges tun. Egal was daraus wird. Gleich nach dem Seminar, wenn man warmgeredet ist, getragen von dem eigenen Rede- und Gedankenfluss. Das Seminar fand jeden Donnerstag statt. Mit schweren Taschen betrat er die Universität. Sein Gang wirkte teils erdrückt, von unzähligen akademischen Aufgaben gezeichnet, teils dienstbeflissen-eilig. So als würde er mit neuem Elan schreiten. Ein neuer Donnerstag, ein neuer Versuch, ein neuer Anfang. Mit diesen Schritten lief er in sein Seminar. Seine Augen schienen zu winken – den Blicken der Studenten in der anliegenden Cafeteria entgegen: Hier bin ich ... Wie jeden Donnerstag ... Alles in bester Ordnung ... So ging er in sein Seminar: Öffnete die Tür, grüßte, stellte seine Taschen ab, setzte sich ans Pult, verteilte Fotokopien, holte Bücher hervor und begann zu unterrichten. Er unterrichtete die Grundlagen seines Faches. Er unterrichtete nach allen Regeln der Kunst. Kein einziger Student war anwesend. Er unterrichtete die Grundlagen seines Faches dennoch. Er unterrichtete nicht anders als jeden Donnerstag in jedem anderen Semester – in aller Einsamkeit. Aus Gewohnheit. Aus Dienstgefühl. Auch um die Contenance zu bewahren. Die Qualität seines Unterrichts blieb davon unberührt. Wenn er sprach, dann herrschte andächtige Stille, und wenn er ins Auditorium hinein Fragen richtete, dann herrschte ebenfalls Stille. Gelegentlich grüßte ihn der Hausmeister durch das Fenster. Er grüßte zurück und unterrichtete weiter, mit fester überzeugter Stimme, holte Bücher hervor, zitierte, wiederholte, resümierte, packte zusammen, wischte die Tafel und ging davon – zur Buchhandlung.

Noch nie in seinem Leben hatte er einem Wunsch seines Auges entsprochen, geschweige denn einen solchen Wunsch ausgesprochen oder angesprochen. Er trat auf sie zu und sagte:

„Ich suche ein Buch.“

Sie schaute geistesabwesend, nicht abweisend oder unfreundlich, eher überrascht, dass sie so unvermittelt angesprochen wurde. So als hätte sie noch nie ein Mensch an diesem Ort angesprochen. Sie stand nicht anders als sonst. Mit einer Hand fasste sie nach dem Regal, während ihre Lippen nach einer Antwort tasteten:

„Ein Buch?“

Sie verstand nicht, welches Buch er meinte.

Er wusste nicht, welches Buch er suchte.

Sie antwortete: „Das macht doch nichts.“

Er konnte ihrer Erscheinung kaum standhalten. Er wollte ihr sagen: Ich bin Dozent ... Ich komme soeben aus meinem Seminar ... Ich suche ein Buch ... Er erschrak über ihre Augen. Sie tränkten. Er sprach schnell weiter, wie er es in seinen Seminaren gelernt hatte, in aller Belesenheit, machte Komplimente: die schöne Buchhandlung, die vielen Bücher, das freundliche Personal, sie selbst und ihr heller Blick. Er dozierte und zitierte. Er zitierte die schönsten Sätze, die Bücher je zu dem Thema Augen geschrieben hatten: Die Schönheit ihrer Augen predigt der Religion gemeiner Blicke ... Erstmals seit Jahren sprach er solche Sätze zu einem leibhaftigen Menschen. Und sie hörte ihm zu, nickte, lächelte, erschrak – und blieb bei ihm. Je weiter er sprach, umso heller wurden ihre Augen. Ihre Augen!? Sie starrten ihn an. Sie standen unter Tränen. Er wollte schweigen, doch er sprach weiter. Er verglich ihre Augen mit Sternen. Auf Deutsch und auf Englisch. Sterne! Crying stars. Staring cries. In Tränen versunkene Sterne. Sie war blind. Ⓢ



Vita

JOACHIM ZELTER, 1962 in Freiburg geboren, studierte und lehrte Literatur in Tübingen und in Yale, USA. Seit 1997 freier Schriftsteller. Zahlreiche öffentliche Lesungen, auch im Hörfunk und Fernsehen. Ausgezeichnet mit dem Thaddäus-Troll-Preis und der Fördergabe der Internationalen Bodenseekonferenz 2000. ESSLINGER BAHNWÄRTER sowie Stipendiat der Kunststiftung Baden-Württemberg 2003. Jahresstipendium des Landes Baden-Württemberg 2005. Autor der Romane *Briefe aus Amerika* (1998), *Die Würde des Lügens* (2000), *Die Lieb-Haberin* (2002), *Das Gesicht* (2003) sowie des Erzählbandes *Betrachtungen eines Krankenhausgängers* (2004). Zudem Theaterstücke, Hörspiele und Beiträge in Anthologien. Zuletzt erschien der Roman *Schule der Arbeitslosen* (2006).

Erstveröffentlichung